Zeitschrift: (Der) Schweizer Geograph = (Le) géographe suisse

Band: 20 (1943)

Heft: 1-2

Artikel: Die Besiedlung Afrikas durch Europäer als Beispiel geographisch-historischer Wechselwirkung

Autor: Falkner, F.R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-18317

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Besiedlung Afrikas durch Europäer als Beispiel geographisch-historischer Wechselwirkung.

Von F. R. FALKNER, Gelterkinden (Baselland).

(Promotionsrede, gehalten am 17. Dezember 1940 in der Aula der Universität Basel.)

I.

Absolute Lage auf dem Globus und relative Lage zu andern Land- und Wasserflächen, geologische Beschaffenheit und Bodengestalt sind die Ur-Sachen, die den physischen Charakter eines jeden Gebietes bestimmen. Aus ihnen erwächst mit der Folgerichtigkeit eines klassischen Dramas sein weiteres Schicksal: Klima als Sekundäres, Vegetation und Fauna als Tertiäres. Wir haben keinen Grund, hier mit der Uebertragung geologischer Terminologie auf geographische Verhältnisse abzubrechen: Auch hier gibt es ein Quartär, und es kann nichts anderes bedeuten als die **Besiedlung des Gebietes mit Menschen.** So gut wie Pflanzen und Tiere weist auch diese Krone der uns erfassbaren Schöpfung einen jeder Region eigentümlichen Habitus auf, mehr noch, eine besondere physische und darüber hinaus auch psychische Entwicklungsdisposition. In beständiger Auseinandersetzung unter sich und mit den weiter wirkenden fundamentalen Gegebenheiten bestimmen diese Praemissen nicht nur die von den Naturwissenschaften untersuchten Zustände und Vorgänge, sondern in weitem Umfange auch die Abläufe, die die Domäne der Prähistorie und der Geschichte bilden. Dies gilt namentlich für deren grosse, überindividuelle Züge, und zwar in einem infolge Verkennens der indirekten Causalitität selten genügend gewürdigtem Masse.

Anderseits lässt sich freilich nicht bestreiten, dass neben oder gar vor den physischen Ur-Sachen und Ur-Kräften noch eine weitere besteht: Der Geist, der als historischer Faktor par excellence mit dem physisch-geographischen nicht nur im Abhängigkeits-, sondern auch im Rückwirkungsverhältnisse steht: Durch Erfindung neuer Verkehrsmittel bekommt die relative Lage zweier Erdteile, z. B. Europas und Afrikas, eine völlig neue Bedeutung; Rodung des Urwaldes oder künstliche Bewässerung sind von tiefgreifendem Einflusse auf Klima, Pflanzen- und Tierwelt; die durch Ueberstockung (Erhöhung des Viehbestandes über die Produktionsfähigkeit des Bodens) bewirkte Vernichtung der Grasflur mit der daraus folgenden Abluvion des Bodens bis zur undurchdringlichen Lateritdecke hinunter *) verändert die Vegetation auf unabsehbare Zeit hinaus und macht anderseits wieder ein eben noch landwirtschaftlich reiches Gebiet völlig wertlos. Ja, durch Eindeichung, Bau von Brücken, Kanälen und Staudämmen wird sogar die Verteilung von Land und Wasser in weniger quantitativ als qua-

*) Siehe Falkner, Beiträge zur Agrargeographie der afrikanischen Trockengebiete, S. 31.

litativ bedeutendem Ausmasse verändert; die Erfindung der Kraftmaschinen und der daraus folgende Bedarf an Triebstoffen hat den Aspekt ganzer Länder, z. B. Belgiens oder des Ruhrgebietes, völlig umgestaltet, während der Goldhunger unseres Wirtschaftssystems zur Besiedlung lebensfeindlicher Gebiete, wie der Australischen Wüste, Anlass gab.

Auch diese geschichtlich-kulturelle Einwirkung auf die geographischen Verhältnisse wurde nicht immer genügend betont, konnte doch Spethmann dazu kommen, deren Nachweis als geradezu neuen Zweig der Erdkunde, die « dynamische Geographie » zu propagieren. Er stellte dabei den richtigen Satz auf, dass die physisch-geographischen Voraussetzungen für jede Kulturstufe in spezieller Weise wirksam seien, dass somit auch jede Landschaft das Produkt aus natürlichen Praemissen und historischer Entwicklung darstelle. Die alma mater basiliensis freilich hat diese **Correlation von Geographie und Geschichte** schon längst dadurch anerkannt, dass sie die Geographie zusammen mit der Ethnologie nicht nur unter die Disziplinen der naturwissenschaftlichen, sondern auch der historischen Abteilung der philosophischen Fakultät aufnahm.

* * *

Ein verhältnismässig einfaches und klares Beispiel mag nun diese Wechselwirkung geographischer und historischer Faktoren erläutern. Ich spreche von der **Besiedlung Afrikas durch Europäer** im Wandel der Zeiten. Den Ausdruck « Besiedlung » fasse ich dabei im engern Sinne einer dauernden Niederlassung in einer neuen Heimat, sehe also ab von dem nur vorübergehenden Aufenthalte aus wirtschaftlichen, missionarischen oder wissenschaftlichen Gründen, ebenso auch von der machtpolitischen Aufteilung des Erdteiles, soweit sie bisher ohne einschneidenden Einfluss auf diese echte Siedlung geblieben ist.

Als primäre geographische Tatsache im Verhältnis von Afrika und Europa ist vor allem die Fünfteilung der Oekumene durch vier dazwischen geschobene siedlungs- und verkehrsfeindliche Zonen festzustellen, nämlich:

a) das namentlich in Pyrenäen, Alpen und Balkan als trennende Schranke ausgeprägte Südeuropäische Faltengebirgsland,
b) das Mittelländische Meer,
c) den Wüstengürtel der Sahara und
d) den aequatorialen Urwald der feucht-heissen Zone.

Auf höherer Kulturstufe verlor zuerst das Mittelländische Meer seine Barrierenwirkung. Da sich die Ortsveränderung dank dem Baue seetüchtiger Boote nunmehr bedeutend leichter zu Wasser als zu Lande vollzog, schlossen sich die verschiedenen Küstengebiete zu einem eigentlichen Lebenskreise zusammen, den ich am besten mit dem Ausdruck **Mediterranis** bezeichne. Ihre Einzelteile zeigten eine

viel grössere orographische, klimatische, vegetative, faunische und anthropologische Uebereinstimmung, aber auch eine engere wirtschaftliche, bald auch politische und sprachliche Verbindung, als sie zwischen irgend einem Uferstaate des frühen Altertums und seinem Hinterlande bestand.

Das Mittelalter sodann brachte die Ueberwindung des Alpenwalles, während gleichzeitig, wie wir noch auszuführen haben, der Querverkehr über das Mittelländische Meer aus politisch-religiösen Gründen recht schwierig wurde.

Stärker als die innere europäische Schranke erwiesen sich die innerafrikanischen: Noch heute ist der zweitausend Kilometer breite Wüstenstreifen absolut siedlungs- und verkehrsfeindlich. Er trennt den mediterranen Norden des Erdteils von seinem gänzlich davon verschiedenen Hauptteile, den wir in Anlehnung an Dr. F. Jenny, Schiers, als **Transsaharis,** die Afrique noire der Franzosen, zusammenfassen wollen. Auch die modernsten Verkehrsmittel werden wohl nie imstande sein, diese Scheide in gleichem Masse wie die Gebirgsschranke zu überwinden, während dies bei dem tropischen Regenwalde dank dem Nil und dem Seensystem, später wohl auch durch Rodungen, eher möglich ist.

In dieser natürlichen Unterteilung lag eigentlich die ganze europäisch-afrikanische Siedlungsgeschichte latent vorausbestimmt, wie wir nun im Einzelnen auszuführen haben.

II.

Die afrikanische Mittelmeerküste nähert sich Europa bei der Strasse von Gibraltar auf fünfzehn Kilometer, also gute Sichtweite; an der breiteren Strasse von Tunis reicht Sizilien immerhin über die afrikanische Nordküste hinaus nach Süden. So bedurfte Nordafrika gar keiner eigentlichen Entdeckung, und wenn man dieses Wort doch brauchen will, so muss angesichst des Schwerpunktes der antiken Kultur am östlichen Mittelmeer, besonders in Aegypten, eher gesagt werden, die Afrikaner hätten Europa als die Europäer Afrika entdeckt. Kaufleute aus Phönizien und dessen afrikanischer Tochtersiedlung Karthago befuhren wohl als Erste die europäischen Küsten, kauften meist durch das Innere des Erdteils von der Ostsee nach Süden weitergetauschten Bernstein (das Elektron der Griechen), holten selber auf den britischen Inseln das Zinn, das sie mit z. B. cyprischem Kupfer zu Bronze legierten. Und dieser gleiche, meist, wenn auch nicht ausschliesslich von den Phöniziern gelieferte Rohstoff wurde wiederum in Europa derart wichtig, dass er hier einer ganzen prähistorischen Epoche seinen Stempel aufprägte.

Etwa im sechsten vorchristlichen Jahrhundert erst erfolgte von Europa aus die Gegenbewegung mit Gründung der hellenischen Emporien auch an der afrikanischen Küste des östlichen Mittelmeeres. So rege war und blieb während des ganzen Altertums die Beziehung zwischen den beiden oder vielmehr drei Meeresküsten, dass nie der Gedanke

aufkam, es handle sich dabei um zwei grundsätzlich verschiedene Teile der Erde: Die Mündung des Nils war den Griechen vertrauter als diejenige der Donau, vor dem rauhen Skythenlande schreckten sie zurück, während die libysche Sphinx sie mit der Zaubergewalt ihrer Rätsel anlockte.

Waren die griechischen Städte in Afrika, Naukratis am Nil, die Pentapolis in der Cyrenaika und die Tripolis im westlichen Libyen noch rein kommerzielle und kulturelle Siedlungen gewesen, von den politischen Herrschern des Landes als harmlos und nutzbringend geduldet, so erwachte doch auch bald das Streben nach politisch-militärischer Beherrschung der Gegenküste, da sich die Staaten ja infolge der geschilderten natürlichen Schranken noch nicht ins Innere ihres Erdteils, wohl aber übers Meer ausdehnen konnten. Das am meisten eingeengte Karthago gewann fast ganz Sizilien, Sardinien, Corsica, in einem zweiten Anlauf als Ersatz die mediterrane Küste und ihr Hinterland auf der Iberischen Halbinsel, und schliesslich durchzogen Hannibals Heere ein Jahrzehnt lang die Apenninhalbinsel. Diesem punischen Staate machten in gewaltigen Gegenschlägen die Römer ein Ende und setzten selber den Fuss nach « Afrika », mit welchem Namen sie zunächst aber nur das Territorium des vernichteten Karthago bezeichneten. Schon damals tauchte — wie um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts — der Gedanke auf, die Arbeitslosigkeit durch die Kolonisierung Afrikas zu beseitigen, eine Arbeitslosigkeit, die in erster Linie gerade durch die als Sklaven verkauften kriegsgefangenen Afrikaner hervorgerufen war: Gaius Gracchus plante den Wiederaufbau Karthagos als Tochterstadt Roms. Er fiel zwar selber noch diesem Projekt zum Opfer, aber der divus Augustus konnte sich hundert Jahre nach dem grossen Plebejerführer ungestraft über den priesterlichen Fluch hinwegsetzen. Weitere Römerkolonien entstanden bis an den Rand der Wüste und gliederten Nordafrika vollends der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Einheit des Imperiums Romanum ein, das um die Zeitenwende geradezu mit der Mediterranis identisch wurde.

Es steht also fest, dass zuerst afrikanische Herrschaftskolonien auf europäischem Boden entstanden waren und Europa erst nachträglich nach Afrika hinübergriff. Wäre wohl die ganze historische Entwicklung umgekehrt verlaufen, wenn Karthago in den Punischen Kriegen gesiegt hätte? Nun, das ist eine müssige Frage, denn auf die Dauer war ein karthagischer Sieg ein Ding der Unmöglichkeit: Allzuschmal war der bewohnbare Küstensaum der Atlasländer, allzu gering dessen Bevölkerungszahl — und in dieser Zahl machten die herrschenden Karthager nur einen Bruchteil aus. Ohne wesentliche Hilfe von ihrem kleinen tyrisch-sidonischen Mutterlande aus waren sie ganz auf die nur in Zeiten des Erfolges sichere Treue ihrer andersrassigen Untertanen und von bunt zusammengewürfelten Söldnerarmeen angewiesen, während Rom oder irgendwelcher andere europäische Gegner immerhin auf ein grösseres Hinterland mit dichterer und artverwandter Bevölkerung zählen konnte.

Nach fünfhundertjähriger Blüte zerfiel das weströmische Reich — eine Folge der nicht zum mindesten klimatisch begründeten Erschlaffung und des Geburtenrückganges, und als nach Jahrhunderten der ideell nie aufgegebene Reichsgedanke (sozusagen der moralische Ursprung des Völkerbundes und der Europa-Union) wieder zur Geltung kam, musste er sich zwangsläufig auf das energisch gebliebene West- und Mitteleuropa konzentrieren. Aber das Streben nach der Gegenküste zeigte sich noch während der Völkerwanderung bei den germanischen Stämmen: Alarich gedachte, mit seinen Westgoten über Italien und Sizilien Nordafrika zu gewinnen, die Vandalen zogen aus (V-) Andalusien über die Meerenge von Gibraltar. Dass aber auch für sie das Mittelmeer und nicht einfach die Atlasküste den Interessenkreis bildete, ergibt sich aus ihren weiteren Zügen an die Nordküste, wovon die « vandalische » Plünderung Roms das handgreiflichste Zeugnis ablegt.

Für kurze Zeit eroberte sodann Byzanz das südliche und gleich darauf auch das nördliche Ufer des Mittelländischen Meeres zurück, allerdings nur, um dieses wieder an die Langobarden, jenes an die arabischen bezw. arabisierten Sarazenen zu verlieren.

Auch diese griffen ihrerseits nach Europa hinüber: Unteritalien, vor allem aber die ganze iberische Halbinsel, ja, für kurze Zeit sogar Südfrankreich, wurden ihre Beute, und erst 1492 gelang es, den europäischen Teil des zersplitterten Kalifenreiches mit dem Falle von Granada zu vernichten. Unteritalien war allerdings schon länger an die Normannen verloren gegangen, und dass auch hier bald das Streben nach der Gegenküste erwachte, beweist der von Karl von Anjou, Neapel und Sizilien inspirierte unglückliche Kreuzzug seines Bruders, Ludwigs des Heiligen von Frankreich, nach Tunis.

Erst das Schwert des Islams also spaltete die Mediterranis in eine europäisch-christliche und eine ibero-afrikanisch-mohammedanische Seite. Dies bedeutete für die antike und mittelalterliche Europäersiedlung in Afrika den Todesstoss. Die schon während der Völkerwanderung niedergegangenen hellenisch-römischen Städte verfielen teils völlig, teils wurden sie mangels Nachschub aus der Heimat zusammen mit den Vandalensiedelungen arabisiert. Uebrig geblieben ist nur eine bestimmt vorhandene, aber schwer nachweisbare Spur europäischen Blutes in der nordafrikanischen Bevölkerung, eines Blutes, von dem seine Träger selber nichts mehr wissen und nichts mehr wissen wollen. Denn unter dem Einfluss von Klima und Landschaft mussten sich die nicht ausgerotteten Reste von Hellenen, Romanen und Germanen mit der Zeit völlig der autochthonen Bevölkerung angleichen und in dieser aufgehen.

III.

Bekanntlich war es die von Mohammed verkündete Lehre, welche den vorher aus innerem Hader machtlosen arabischen Stämmen zusammen mit ihren iranischen und hamitischen Bundesgenossen die Einheit und gewaltige Stosskraft verlieh. Hier sind wir also an einer Grenze

der geophysischen Causalität angelangt, und entscheidend in Erscheinung tritt der **Geist.** Aber es ist doch nicht der « reine «, göttliche Geist, der sich hier unmittelbar offenbarte, sondern der menschliche Geist, so gut wie die Materie ein Geschaffenes, nicht der Schöpfer aller Dinge selber. Mit andern Worten: Nicht die geistige Kraft in ihrer absoluten, apriorischen Gestalt, sondern in einer der Erde verhafteten Manifestation. Wie könnte dem auch anders sein, da sie sich auf Erden ja in, an und durch die Materie äussert und damit jedesmal irgendwie der materiellen Modifikation unterliegt. Denn nicht nur formt der Töpfer den Ton, der Ton gestaltet auch seinerseits Hand und Seele des Töpfers. So sagt auch Hassinger (in der Anthropogreographie des Handbuches der geographischen Wissenschaft):

> « Kaum irgendwo auf Erden bleibt der menschliche Siedlungsraum frei von Einflüssen der Religion, kaum eine Religion frei von dem Einflusse der Landschaft, in der sie entstand oder in der ihre Bekenner leben ».

Dementsprechend gehörte unseres Erachtens an die Seite der Religionsphilosophie und der Religionsgeschichte auch eine Religionsgeographie. Ausgehend von dem gleichzeitig durch den religiösen Gehalt und durch die praktische Lebensführung der Gläubigen bestimmten Wesen ihrer Religion müsste sie nachweisen, wie weit dieses durch die Verhältnisse ihres Entstehungs- und Verbreitungsgebietes beeinflusst wurde.

So hat sich in unserer Zone der wechselnden Jahreszeiten, speziell in deren völlig durch Menschensinn und Menschenhand veränderten Kulturlandschaft die christliche Dreiheit von Nächstenliebe, Vollkommenheit und Gotteskindschaft praktisch in den Optimismus des Schaffens umgewandelt: In unserer menschlichen und darum materiell modifizierten Geistigkeit können wir eben auch Gott nicht als das Wesen erfassen, das die Erde geschaffen hat und nun den Dingen ihren Lauf lässt, sondern in unserm Gewissen drängt er als die immer noch fortwirkende, unendliche Kraft, welche die Erde einem in der weitesten Ferne geahnten idealen Ziele entgegenführt. Der Mensch selber, welcher die Wildnis zur fast lückenlosen Kulturlandschaft « verbessert » hat, fühlt sich als Gottes Willensvollstrecker, mindestens sein Werkzeug, wenn nicht gar sein Teil. Zuweilen artet diese Arbeitsfrömmigkeit direkt in eine Vergötterung der Leistung an sich aus, erkennbar in der Verhimmelung aller, auch der unsinnigsten Rekorde, worunter derjenige an Quadratkilometern und Einwohnerzahl des Staates heute eine besonders verhängnisvolle Rolle spielt.

Genau so musste in andern Gebieten starker Witterungsgegensätze und darum grosser menschlicher Aufgaben und Leistungsfähigkeit, z. B. im Hochlande von Iran, die gleiche Arbeitsfrömmigkeit in der Lehre Zoroasters massgebend werden.

In Bengalen, der tropischen Zone also, wo alles ohne menschliches Zutun gedeiht, wo der Baum gleichzeitig Knospen, Blüten und Früchte trägt, da erscheint auch die Welt als entwicklungsloser Spielball höherer Mächte, vor denen des Menschen Sein und Streben so nichtig und sinnlos wird wie die Emsigkeit des in die Drehtrommel eingeschlossenen Eichhörnchens. Nichts bleibt dem Menschen, als eine abgründige Müdigkeit und die Sehnsucht nach der Befreiung aus dieser Tretmühle im Nirvana — nicht dem Ziele dieser Welt, sondern ihrer Negierung.

Auch in der afrikanischen Tropenwelt fehlt der autochthonen Religionsform, dem Fetischismus, der Begriff der Entwicklung völlig. Da aber dem ganz konkreten Denken des Negers auch die unbedingt vorhandene Kraft des Geistes bewusst sein muss, identifiziert er sie mit der ihm von Kindesbeinen an vertrauten Autorität der Aelteren, die er über deren leibliches Ableben hinaus respektiert und fürchtet.

Am Rande der Wüste, dieser überwältigenden Einförmigkeit und Einheit, mussten die monotheistischen Religionen — Mosaismus, Christentum und Islam — entstehen oder, wie der Buddhismus, zum Durchbruche gelangen. Hier hat denn auch der unbedingteste Monotheismus, derjenige Mohammeds, seinen Ursprung genommen. Ich will nicht lange eingehen auf die vielen Gebote der Werkheiligkeit, die, wie der Leser ja weiss, für die Wüsten- und Steppenbewohner von enormer hygienischer Bedeutung und damit ebenfalls geographisch-klimatisch bedingt sind. Aber wer je durch die von tausend rieselnden Wasseradern durchströmten Fruchthaine der Oase Damaskus gewandert ist und dann vom Dschebel Kassiûn hinunter und hinaus in die Wüste geblickt hat, der zweifelt nicht mehr daran, dass der Prophet, von langer Karawanenfahrt durch die syrische Wüste angelangt, hier die Inspiration seiner Paradiesesschilderung finden musste. Wie sehr der Islam geographisch bedingt ist, ergibt sich aber auch aus seinem ursprünglichen Verbreitungsgebiete, das sich genau mit dem Steppen- und Wüstengürtel deckt. Wo er darüber hinausstrebte, wie in Frankreich, da zerbrach seine Macht, oder dann verlor er seinen bezeichnenden kämpferischen, intoleranten, fanatisch monotheistischen Charakter, wie z. B. in der Tropenwelt Insulindes.

IV.

Somit ist es also wiederum in beträchtlichem Masse geophysisch bedingt, dass auf der Kulturstufe des Hochmittelalters die an die Wüste grenzenden Küsten des Mittelländischen Meeres zur unbeschränkten Domäne des Islams wurden und sich damit europäischer Siedelung verschlossen. Zwar fehlte es auch jetzt noch, dank der fortbestehenden guten Verkehrsmöglichkeit, nicht an Beziehungen zwischen beiden Seiten, nur waren diese häufiger von feindseliger als von friedlicher Natur. Erst im Laufe dieser religiösen, dann auch wieder sprachlichen und ev. rassischen Gegensätze wurde das Mittelländische Meer als Grenze zweier Kontinente und nicht mehr als das Herz einer einheitlichen Mediterranis aufgefasst.

Die Abschliessung des mohammedanischen Nordafrikas verwies die Europäer auf die **Transsaharis,** deren ganz andere geographische Beschaffenheit wie bis dahin auch weiterhin ein ganz anderes Schicksal zur Folge haben musste: Durch eine breite Landfläche mit der Mittelmeerküste verbunden, konnte ihre Existenz den Kulturvölkern der Mediterranis unmöglich verborgen geblieben sein. Schon 600 v. Chr. hatten denn auch phönizische Seefahrer im Dienste des ägyptischen Königs Necho den ganzen Erdteil umschifft; rätselhafte Ruinen in Simbabwe, S.-Rhodesia, lassen dort das Goldland Ophir der Hebräer vermuten; die Herrscherdynastie Aethiopiens nennt sich stolz « vom Stamme Juda », und auch das Christentum war schon im vierten Jahrhundert wohl über Aegypten in ihr Reich gelangt; an der Senegalküste und vielleicht schon in der Gidimaka am Oberlauf des Stromes bestanden im sechsten vorchristlichen Jahrhundert karthagische Kolonien, die der Admiral Hanno angelegt hatte.

Aber gleich wie die Kenntnis von der ersten Entdeckung Amerikas durch die Normannen ging auch diejenige über die ozeanischen Küsten Afrikas und das Innere der Transsaharis wieder verloren. Angesichts des damaligen Standes der Nautik erwies sich die Wiederholung der Fahrten auf dem offenen Weltmeer als zu gefahrvoll. Ein Vordringen auf dem Landwege war aber schon im Altertum noch viel schwieriger, die Reise durch das wasserlose Reich des Durstes fast eine Unmöglichkeit. So liessen es sogar die unersättlichen Römer bei zwei Abschreckungszügen in die Libysche Wüste und einer Forscherfahrt den Nil hinauf bewenden, die alle ohne nennenswerte Folge blieben. Nach dem Verluste der Ausgangspunkte an der Meeresküste kamen solche Expeditionen für Europäer überhaupt nicht mehr in Frage, eher noch für die Mohammedaner, die in beharrlichem Vordringen übers Rote und das Arabische Meer, den Nil hinauf und auf den ihnen vertrauteren Karawanenstrassen durch die Sahara allmählich auch Ostafrika und den Sudan zu durchsetzen vermochten.

Gegen Ende des Mittelalters erst erreichte die durch die Stürme der Völkerwanderung geschwächte, durch die Kreuzzüge und osteuropäische Kolonisation absorbierte europäische Kultur einen neuen Höhepunkt. Seine Grundlage lag wohl vor allem im Aufblühen der Städte, das wiederum mit dem Aufkommen der Geldwirtschaft untrennbar verbunden erscheint. Daraus ergab sich aber auch ein nie zuvor gekanntes Bedürfnis nach edlen Metallen, zu deren Gewinnung kein Wagnis mehr zu gefährlich war. Der mit der gleichen Kulturstufe gegebene Fortschritt der Erkenntnis und der Technik zugleich verringerte freilich auch die Gefahren einer Ozeanfahrt, und so waren jetzt, aber auch erst jetzt, alle Bedingungen erfüllt, um die ganze bewohnte Welt in den Interessenkreis ihres geographischen Mittelpunktes Europa zu ziehen.

Gewiss ist es der geographischen Lage an der Landbrücke nach Afrika und an der Wasserstrasse vom Mittelländischen Meer in den Atlantischen Ozean zuzuschreiben, dass gerade Portugal und Spanien hier als erste europäische Mächte Grosses leisteten. Diese Feststellung

schmälert in keiner Weise die Verdienste hervorragender Männer, die in sicherem Instinkte jene Leistungen vollbrachten, die das Jahrhundert gebieterisch forderte. Für Afrika und Europa waren dies vor allem die Entdeckungsfahrten, die von Heinrich dem Seefahrer, dem Bruder des Königs von Portugal, organisiert (aber nicht selber durchgeführt) wurden. Ihr Endziel war die Entdeckung eines Seeweges nach Indien, dem nach damaligem Wissen bedeutendsten Lieferanten von Gold, Edelgestein und der Gewürze, die ein allmählich mehr auf Qualität als auf Quantität sich einstellender kulinarischer Geschmack mit Gold aufzuwiegen bereit war. Wohl erlebte Heinrich die Erreichung seines Zieles nicht mehr, aber nachdem 1486 Diaz die erste grosse Etappe, das Kap der Guten Hoffnung, erreicht hatte, folgte schon 11 Jahre später die Reise Vasco da Gamas als erste einer nicht mehr abbrechenden Reihe von Indienfahrten. (Aus den ähnlichen Prämissen heraus hatte bekanntlich in der Zwischenzeit zwischen beiden Fahrten Columbus für Spanien das später erst als Neue Welt erkannte Westindien erreicht.)

Hatte man schon während der ersten Entdeckungsfahrten an der Atlantischen Küste Afrikas die gefundenen bescheidenen Boden- und Pflanzenschätze nur als einen mässigen Vorschuss auf spätern Reichtum betrachtet, so sank Afrika nach Erreichung des Zieles vollends in den Rang eines notwendigen Uebels, eines zeitraubenden Hindernisses auf dem Wege zum indischen Wunderlande herab. Dies zeigt sich deutlich daran, dass es noch für anderthalb Jahrhunderte nirgends zu einer echten europäischen Besiedlung kam. Wohl entstanden an der Küste des Festlandes einige wenige Handelsstationen, doch dienten sie in erster Linie als Stützpunkt für die Schiffahrt: Nothäfen zur Vornahme der dringendsten Reparaturen an den durch Stürme hergenommenen Schiffen, zur Ergänzung des Vorrates an Trinkwasser und Lebensmitteln. Ihre Besatzung bestand in beständig wechselnden, für immer landesfremden Elementen, die keinen Augenblick daran dachten, in diesem Erdteil freiwillig ihr Lebensende abzuwarten. Von einer Ausdehnung auf das Hinterland war vollends nie die Rede, denn auch das erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts erbaute portugiesische Fort Tete ist trotz seiner Lage im Innern von Moçambique als Küstenplatz zu betrachten, da es nur auf dem schiffbaren Sambesi erreicht wurde.

Gegen Ende des Jahrhunderts erst entstand als noch lange Zeit einzige echte, d. h. nur auf dem Landweg erreichbare portugiesische Binnensiedlung der Stützpunkt Caconda am Rande des Benguellahochlandes, von welchem aus die Portugiesen allfällige holländische Aktionen gegen die Angolaküste zurückzuschlagen gedachten. Aber auch hier kann bis zur letzten Jahrhundertwende nicht von Europäersiedlung im eingangs definierten Sinne gesprochen werden.

Die Abneigung gegen jede echte Besiedlung und Durchdringung des transsaharischen Afrikas hatte freilich ihre guten geographischen Gründe: Im Gegensatz zu den beiden Amerika, die den Conquistador in ausgezeichneten Hafenplätzen wie mit offenen Armen empfingen, um ihn dann auf dem Rücken schiffbarer Flüsse beinahe bis

zur Pazifischen Küste zu tragen, war der schwarze Erdteil überaus schwer zugänglich. Es fehlte schon an geeigneten Hafenplätzen, müssen doch noch heute die Schiffe an den meisten Atlantischen Küstenplätzen Afrikas auf offener Reede ankern ; sogar der scheinbar vorzügliche Hafen von Kapstadt vermag erst seit der Erbauung eines riesigen Wellenbrechers im Jahre 1868 die Schiffe in der innern Tafelbay vor den zerstörenden Nordstürmen zu schützen. Das Innere des Erdteils gar bildet eine nach Süden bis über Säntishöhe ansteigende Tafel, deren Ränder zum Meere in treppenartigen scharfen Stufen abbrechen. In Stromschnellen und Wasserfällen stürzen sich die Flüsse darüber hinunter, sodass ein Eindringen zu Schiff nur bis zum untersten Katarakt führen konnte. Der durch den steilen Anstieg ohnehin beschwerliche Landweg wurde durch die dichte Urwaldvegetation der tropischen Zone völlig ungangbar. Dazu gesellten sich noch die Krankheiten, denen man rat- und wehrlos ausgeliefert war. Unter den Wendekreisen, wo das Gelände geringere Schwierigkeiten bereitete, machte der Urwald der nicht weniger furchtbaren Wüste Platz. In den Uebergangsgebieten der Savanne und Steppe schliesslich erschwerten kriegstüchtige Negerstämme die Besitzergreifung umso leichter, als die Hauptwaffe der Europäer, die Kavallerie, unbrauchbar war, denn die gelandeten Pferde gingen meist nach kürzester Frist an Seuchen ein.

Es ist anzunehmen, dass die im Indischen Ozean so glorreich bewährte Tapferkeit und Energie der Portugiesen, z. B. eines D'Albuquerque, auch über diese Schwierigkeiten triumphiert hätte, wenn nur ein hinreichender Grund zu ihrer Entfaltung erkannt worden wäre. Aber daran fehlte es vor allen Dingen : Der Bekehrungseifer gegenüber den Schwarzen war recht flau, wurde doch sogar das christlich gewordene Negerreich Ngola völlig vernachlässigt, um nicht zu sagen im Stiche gelassen. Denn man bezweifelte ernsthaft, dass die Neger wirklich eine richtige, erlösungsfähige Seele besässen (ein Zweifel, der erst das ganze unmenschliche Treiben des Sklavenhandels möglich machte). Eifrig bemühten sich die portugiesischen Missionare dagegen um das von Semito-Hamiten bewohnte, wie bereits erwähnt seit dem vierten Jahrhundert christliche Aethiopien. Die Hilfe der Portugiesen gegen den gerade damals dieses Gebirgsfestungs-Land anstürmenden Islam war dort auch sehr willkommen. Nach gelungener Abwehr zeigte allerdings das portugiesische Interesse bald unerwünschte konfessionelle, wirtschaftliche und politische Hintergründe, die zur Ausweisung sämtlicher Portugiesen aus Abessinien führten.

Vor allem aber fehlte zu einer ernsthaften Kolonisation Afrikas das stärkste aller Motive für den sich um diese Zeitwende herausbildenden modernen Europäertyp : die Hoffnung auf leicht und rasch zu gewinnenden, vor allem aber möglichst unbeschränkten Reichtum. Aus Afrika waren ja weder pflanzliche noch mineralische Schätze bekannt, deren Gewinnung soviel Mühe und Mut gelohnt hätte. Die wichtigsten Handelsprodukte, Sklaven und Elfenbein, konnten viel einfacher und mit weniger Spesen den eingeborenen Jäger- und Kriegerstämmen in den

erwähnten Stützpunkten abgekauft und jenseits des Meeres um ein Vielfaches verkauft werden.

So liess die Ironie des Schicksals die Conquistadoren ahnungslos an den Küsten vorbeifahren, wo die Diamanten pfundweise im Sande der Namib lagen, und hinter deren Gebirgsrand die Erde ihre überreichen Lager an Gold barg.

Auch die in der Folge als Seefahrer tätigen Engländer, Dänen, Brandenburger und Franzosen dachten nur an die Errichtung von befestigten Handelsplätzen an der Küste des Festlandes, aber nicht an wirtschaftliche Entwicklung oder gar Besiedelung. Nur die noch aussertropischen, klimatisch dem weissen Manne besonders zusagenden und infolge ihrer geringen Grösse und Bevölkerungszahl auch leichter zu erobernden Inseln bevölkerten sich mit Spaniern (Kanaren), Portugiesen (Madeira) und Franzosen (Ile de France, d. h. das später an England verlorene Mauritius, und Ile Bourbon = Réunion). Die Eroberungs- und Besiedlungsversuche des französischen Pioniers de Flacourt auf der grossen Insel Madagaskar dagegen waren schon aus Mangel an Unterstützung gegenüber den zahlreichen und kulturell hochstehenden Eingeborenen zum Misserfolg verurteilt und kosteten ihn und seine Getreuen das Leben, da sein Herrscher, Ludwig XIV., die Kräfte des Landes für seine europäisch-amerikanische Hegemoniepolitik beanspruchte.

Auf dem afrikanischen Festlande aber blieb es den Holländern vorbehalten, als erste und für lange Zeit einzige eine echte Siedlungskolonie anzulegen : Schon seit der Entdeckung des Seeweges nach Indien war die Tafelbay häufig von Portugiesen als Nothafen benützt worden ; die Engländer liefen den Punkt seit 1608, die Holländer seit 1618 regelmässig zur Verproviantierung an, ohne an eine eigentliche Festsetzung zu denken. Da musste sich — gerade um die Mitte des 17. Jahrhunderts — die Besatzung eines seeuntüchtig gewordenen holländischen Seglers dort an Land retten. Sie konnte erst mit der Rückfahrt der nächstjährigen Indienflotte auf Befreiung aus ihrem Exil rechnen, da die Segelfahrt sich für die Hinreise auf den Wintermonsun, für die Rückreise auf den Sommermonsum des Indischen Ozeans stützen musste, also nicht jederzeit möglich war. Deshalb begannen die Schiffbrüchigen, zur Verbesserung ihrer Ernährung etwas Gemüse anzubauen. Dank der Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens und der Gunst des sozusagen mediterranen Klimas muss der Erfolg sehr reichlich ausgefallen sein, und so konnte bereits die nächste ausfahrende Flotte bei ihrem kurzen Halt am Kap der Guten Hoffnung nicht nur wie sonst von den Hottentotten Schlachtvieh einhandeln, sondern von holländischen Siedlern mit frischem Gemüse versorgt werden, das zur Bekämpfung des Skorbuts geradezu unentbehrlich war. Dieser Vorfall öffnete den Mijnheers der Holländisch-Ostindischen Kompanie die Augen : Anstatt die Notsiedelung wieder eingehen zu lassen, beorderten sie den Arzt van Riebeeck mit drei Schiffen an das Kap, um hier eine feste Stadt zu gründen. Ausser einer grössern Zahl von holländi-

schen und niederdeutschen Kolonisten brachte der Kommandant auch europäisches Saatgut, sowie Rinder und Schafe mit. Das Vieh wurde an die Siedler verpachtet — unter strengem Verbot des Weiterverkaufs an die Eingeborenen — und seine Milch bildete in der ersten, kritischen Zeit die Hauptnahrung der Weissen. Dann kam die erste Ernte auf dem den Hottentotten ehrlich, wenn auch billig abgekauften Boden, und damit war die Existenz der Kapstadt gesichert.

Der offensichtliche Erfolg der ersten Einwanderer lockte zahlreiche Nachzügler an, die nun auch ausserhalb der « Burg » in Dörfern angesiedelt wurden. So war die **erste echte europäische Siedlungskolonie** der neuen Epoche auf dem afrikanischen Festlande gegründet — scheinbar ein Werk des Zufalls, im Grunde genommen aber doch das logische Produkt aus den geographischen Bedingungen und der historischen Entwicklungsstufe, das sich gewiss auch ohne den geschilderten äussern Anlass früher oder später herausgebildet hätte.

1687 zählte das Kapland bereits 600 europäische Siedler aus Holland und den Rheinlanden. Im folgenden Jahr verstärkte die Kompanie die Bevölkerung durch 150 der aus Frankreich nach Holland geflüchteten Hugenotten, die sich dank ihrer grossen Fruchtbarkeit und einigem Nachschub gewaltig vermehrten. Da sie nicht zu vorübergehendem Aufenthalte gekommen waren, sondern auf der Suche nach einer neuen Heimat, in der sie ungestört ihrem Glauben anhangen konnten, siedelten sie sich nicht ungerne ausserhalb des Küstenbereiches an, bis zu dem fast 50 Kilometer landeinwärts gelegenen Paarl. Die so erweiterte Fläche konnte noch über hundert Jahre lang die wachsende Bevölkerung aufnehmen.

Während der Koalitionskriege kam das holländische Mutterland als « Batavische Republik » unter französischen Einfluss, bald auch direkt unter die Herrschaft Napoleons. Da machten die Kap-Buren nicht mehr mit : Sie riefen 1795 die selbständige Republik aus und schlossen sich bald darauf der britischen Krone an. Diese neue Kolonie zählte nun 26,000 Weisse, zu 50 % Niederländer, 30 % Deutsche und 15 % Franzosen, dazu kamen 30,000 westafrikanische und malayische Sklaven rund 20,000 freie Hottentotten und Mischlinge, deren Unterdrückung die Holländisch-Ostindische Kompanie nie geduldet hatte. Sogleich wurde das englische Element systematisch verstärkt ; vor allem der Gouverneur Worcester schuf einen neuen Ring diesmal englisch benannter Siedelungen, darunter die nach ihm getaufte Stadt. Doch noch immer bildete das Kleine Karru eine zeitweise völlig wasserlose, unbewohnbare Schranke gegen das Innere Hochland, das zwar seit 1685 erkundet und wohl auch gelegentlich als Weidefläche genutzt worden war. Als nun aber die Briten durch ihre den Hottentotten und Sklaven günstige Gesetzgebung die Auffassungen der Buren schwer beleidigten, begannen diese zuerst in kleinen Gruppen aus dem englischen Herrschaftsbereich weg in dieses Innere zu ziehen. 1843 wurden sogar sämtliche, nunmehr 40,000 Köpfe zählenden Sklaven für frei erklärt, ihre Besitzer etwa mit dem halben « Handelswert » in bar entschädigt, aber durch

ein Arbeiterschutzgesetz sogleich an der neuerlichen Ausbeutung der Freigelassenen verhindert (später wurden sogar eine zeitlang die Farbigen den Weissen völlig gleichgestellt, eine gut gemeinte, aber der Entwicklung nach zu schliessen doch etwas voreilige Massnahme, die die Errichtung einer erst sozialen, dann aber auch legalen Colour-Bar bewirkte).

Die Buren glaubten ihre wirtschaftliche Existenz durch diese Erlasse ruiniert. Sie beschlossen, dorthin zu trekken (ziehen), wo sie sich noch nach eigenem Gutdünken regieren konnten. Das war der berühmte «Grosse Trek», jene unvergleichliche Heldentat in der Besiedlung Afrikas, dessen Verlauf die weniger heldenhaften Motive der Unternehmung mit Recht übersehen lässt. 10,000 Menschen überstiegen im Jahre 1836 das Randgebirge, indem sie ihre Herden mittrieben und ihre Habe auf Ochsenwagen durch die Durststeppe und über pfadlose Pässe führten. Ein Teil von ihnen, der sich vor allem unter Piet Relief über die Drakensberge wieder der Küste näherte, erlebte freilich ein trauriges Schicksal: Teils wurden sie von den kriegerischen Zulus durch List überwältigt und vernichtet — woran noch heute der Siedlungsname Weenen (Weinen) erinnert — teils mussten sie trotz gelungener Rache und Eroberung des Landes unter Pretorius, 1838, sich den der Küste entlang nachrückenden Engländern doch noch unterwerfen, oder dann den Weg über das Gebirge zurück nehmen. Im innern Hochlande aber konnten sie sich frei entfalten und verschiedene Staaten gründen, von denen Oranje und Transvaal eine weltgeschichtliche Rolle spielen sollten.

An Bedeutung lässt sich diese Niederlassung Weisser im Innern Südafrikas für die Siedlungsgeschichte des Erdteils nur vergleichen mit dem Einströmen der Hamiten und später der Araber aus Asien. Ihr Gelingen aber war durch eine Anzahl geographischer Umstände ermöglicht: Das neue Land war eben erst durch die Kriege und Raubzüge der Matabele von Norden und der Zulus von Osten her entvölkert; die übrig gebliebenen wenigen nomadisierenden Jäger und Hirten vermochten in dem offenen Steppengelände den Feuerwaffen der Buren nicht Trotz zu bieten. Das Klima dieses meist noch in der subtropischen Zone gelegenen Landes erwies sich dank der Höhenlage von gegen 2000 m ü. M. trotz der sommerlichen Tageshitze für Mensch und Vieh genügend erfrischend, die Steppenvegetation für Viehzucht geradezu ideal, ohne doch — ausser im Südwesten — den Regenfeldbau auszuschliessen. Für die weitere Entwicklung, sowohl wirtschaftlich wie politisch, wurden die Goldfunde am Witwatersrand und die Diamantenfunde bei Kimberley entscheidend: Gewaltiger Aufschwung, starke neue Zuwanderung aus Europa, Burenkriege, schliesslich Schaffung der Südafrikanischen Union (aus den ursprünglichen und neuen Burensiedelungen zusammen) als freies Dominion des Britischen Staatenbundes sind die allgemein bekannten Etappen bis zum heutigen Tage. Der Ausdruck «Freistaat» bezieht sich dabei freilich nur auf die knapp zwei Millio-

nen europäischer Abstammung, während die sechs Millionen Schwarzer neuerdings wieder eine durchaus untergeordnete Stellung einnehmen und eine halbe Million Mischlinge und Inder (letztere seinerzeit unter der Führung des Rechtsanwaltes Gandhi, des heutigen Mahatma) mühsam und meist erfolglos für eine Gleichsetzung mit den Weissen kämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geographie in der schweizerischen Landesplanung.

von E. Winkler, Zürich.

(Fortsetzung)

Diese Liste mag dem systematisch denkenden Geographen zunächst wohl teilweise fremdartig erscheinen. Bei näherem Zusehen wird er aber rasch entdecken, dass der von ihr umfasste Problemkreis mit demjenigen seiner Disciplin zahlreiche Uebereinstimmungen hat. Nicht nur das, er muss sogar, unter Berücksichtigung des Lodewigschen Hinweises auf die Lückenhaftigkeit seiner Aufstellung, zur Ueberzeugung gelangen, dass dieser Tatsachenbereich, so seltsam ihn namentlich seine Gruppierung anmutet, sich im Grunde mit dem Erkenntnisgegenstand der erdkundlichen Wissenschaft völlig deckt. Denn in der Tat: alle die aufgeführten Dinge, Boden, Klima, Gewässer, Vegetation (und Fauna), Bevölkerung, Wirtschaft, Siedlung und Verkehr bilden in ihrem raumzeitlichen Zusammenwirken das, was die Geographie Landschaft, Land und letztlich (landschaftliche) Erdoberfläche nennt und als ihr zentrales, ja einziges und von den Gegenständen aller übrigen Wissenschaften grundsätzlich unterschiedenes Erkenntnisobjekt betrachtet. Gegenstand der Geographie und Objekt der Landesplanung (allerdings einer Planung im weitesten, von uns weiter oben gefordertem Sinne) sind also identisch, und hieraus folgt nun mit zwingender Notwendigkeit die Frage, worin sich denn dann die beiden Arbeitsgebiete überhaupt noch unterscheiden.

Die Antwort ist ebenso leicht wie eindeutig zu geben. Die geographische Wissenschaft erstrebt als wesentlich theoretische Tätigkeit die gedankliche Erfassung der Gebilde, die sie Landschaften und Länder nennt. Die Landesplanung hingegen beschränkt sich nicht auf das blosse Erkennen. Sie sieht ihr Ziel in der Aufstellung von Regeln, welche die Landschaften beherrschen. Genauer, ihr schwebt vor, aus der Erkenntnis der Landschaft heraus Massregeln zu prägen, die deren harmonische, für den Menschen gesunde (oder glückhafte) Entwicklung verbürgen. Damit erweist sich Landesplanung eindeutig als angewandte oder praktische Geographie.

Hieraus ergibt sich ebenso zwanglos, dass Geographie die zentrale, eigentliche Basis der Landesplanung darstellt.